

Der Habicht

Von *Veronika Strauß* und *Stefan Kluth*

Im Habicht sieht niemand einen typischen Vogel der Bergwelt. Unter den Greifen wird der Steinadler mit dem Hochgebirge assoziiert. In Mitteleuropa zu recht, denn der Adler lebt und jagt in den Weiten der Gebirge über der Waldgrenze und er baut seinen Horst in schwer zugänglicher Felswand. Er ist ein Vogel der offenen Landschaft. Nicht so der Habicht. Er braucht den Wald. Am liebsten sind ihm große, zusammenhängende Waldkomplexe mit mächtigen Bäumen darin. Seinen Horst baut er vorzugsweise hoch über dem Boden in eine alte Tanne oder Fichte. Somit ist der Bergwald auch sein Lebensraum. In den Bergwäldern der Mittelgebirge, ob Schwarzwald oder Bayerischer Wald, ist er genauso zu Hause wie in den Wäldern des Hochgebirges. Von dort aus jagt er über die Waldgrenze hinaus, auch nach oben: In seiner Beuteliste finden sich gelegentlich Schneehasen, auch Birkhühner oder Schneehühner, dort, wo diese Rauhfußhühner häufig sind.

Habicht und Steinadler unterscheiden sich in noch so mancher Hinsicht: Der Steinadler ist auffällig. Wer sich heute wachen Auges im Lebensraum des Adlers bewegt, sieht früher oder später den großen Greif an einem Hang entlanggleiten oder die Silhouette des kreisenden Adlers gegen den Himmel. Dagegen lebt der Habicht versteckt. Obwohl stets häufiger als der Adler, sieht ihn der Bergwanderer selten.

Wenn er nicht gerade balzt, so fliegt er nicht gerne längere Zeit frei, die Blicke auf sich ziehend. Und dort, wo der schnell von einem Baum abstreichende und über die Lichtung fliegende Ha-

bicht tatsächlich gesehen wird, erkennt ihn nur das geübte Auge.

Noch etwas unterscheidet Adler und Habicht: Die menschliche Wertung der beiden Vögel. Sie äußert sich im Charakter, den man den Tieren unterstellt. „Kühn“ und „erhaben“ heißen die Adjektive, mit denen das Wesen des Adlers besungen wurde und „gerissen“ und „verschlagen“ war der Habicht.

Veronika Strauß zeichnet in diesem Beitrag ein Bild vom Habicht, kenntnisreich und liebevoll zugleich, analysiert die Einstellung verschiedener Menschen, der Sympathisanten und der Gegner. Sie sieht vereinfachte Interpretationen des Phänomens Habicht auf beiden Seiten. Stefan Kluth schrieb den Beitrag über den Habicht in der Falknerei.

Die Kompetenz der Autoren fußt nicht nur in der Habichtsypathie und Literaturkenntnis, sondern in der Mitarbeit an einer Feldstudie der Wildbiologischen Gesellschaft München¹: Veronika zeigte das Raumverhalten radiotelemetrisch markierter Habichte auf und Stefan verfolgte die Beutewahl derselben Vögel.

Nach alter Terminologie ist der Habicht ein „Raubvogel“. Das bleibt er auch unter der neueren Bezeichnung „Greifvogel“. Faszinierend in seiner Lebensweise, den Interessen des Menschen manchmal störend im Wege, gleichzeitig bedrängt in einer total manipulierten Landschaft. Das ist die Botschaft des Beitrages.

Wolfgang Schröder

¹ Der Karl Kaus Gedächtnis-Fonds e. V. unterstützte die Studie finanziell.

Der Habicht ist wohl der vielseitigste Greifvogel. Seine Beuteliste reicht vom Mistkäfer bis zum ausgewachsenen Hasen. Er kann seine Opfer im Überraschungsangriff überwältigen, kann sie aber auch jagen oder ihnen zu Fuß nachstellen. Er siedelt in großen ungestörten Wäldern ebenso wie in Stadtparks. Er beherrscht es perfekt, unsichtbar zu bleiben, und kann dann wieder unvermutet und für den menschlichen Zuschauer mit unerhörter Frechheit dem nächsten Hühnerhof einen Besuch abstatten.

Der Habicht, was ist das eigentlich für einer?

Schon immer hat er die Gemüter der Menschen beschäftigt. Volkstümliche Namen lassen den Ärger ahnen, den er hervorrief: Hühner-, Gänse- und Taubenhabicht wird er genannt, auch Hühner- und Taubengeier. Alle Namen haben eines gemeinsam: Sie bezeichnen den Habicht als Störfaktor menschlicher Interessen. Wer aber dem Menschen schadet, kann nur aus einem schlechten Charakter heraus zu seinen Taten getrieben werden. Eine Kurzschilderung aus dem Jahre 1928, geschrieben wohlgermerkt von einem Freund aller Greifvögel, F. Engelmann: „Der Habicht ist der vollendetste, vielseitigste Raubvogel, der Räuber schlechthin. An Verschlagenheit, an unerhörter Dreistigkeit und wildem Unge-stüm erreicht ihn kein anderes Geschöpf . . .“

In jüngerer Zeit nahm sich der Vogelschutz der Greifvögel an. Man bemühte sich nach Kräften, dem Habicht einen Heiligenschein nach Maß zu verpassen: Als Gesundheitspolizist schlage er nur

krankte, schwache oder sonstwie behinderte Tiere, die ohnehin bald gestorben wären. Mit umgekehrten Vorzeichen wurde hier die alte, einseitige Betrachtungsweise wiederholt: An die Stelle des Schädling wurde der Wohltäter gesetzt. Das Problem blieb dasselbe: Der Habicht wurde ausschließlich danach beurteilt, wie er sich ins menschliche Weltbild einpaßte. Der Vogel als solcher interessierte nicht.

Bereits im Verbreitungsgebiet des Habichts zeigt sich seine Vielseitigkeit. In Nordamerika siedelt er bis zum Nordrand der Waldgrenze, in Eurasien bis zum Nordrand der Taiga. In den Alpen brütet er noch in Höhen bis zu 1600 m. In Westchina und Tibet bewältigt er sogar Höhenlagen von 2500 bis 4500 m.

Von Süden nach Norden und schwächer ausgeprägt auch von Westen nach Osten bemerkt man eine deutliche Größenzunahme: Der Habicht erreicht in Mitteleuropa ein Gewicht von 1300 g, im hohen Norden bis zu 2050 g. Parallel zur Größenzunahme „verblaßt“ der Habicht: Im nördlichen Asien treten bläulichgraue bis fast weiße Tiere auf.

Vernichtungsfeldzüge

In Mitteleuropa haben die Habichte eine bewegte Zeit hinter sich. In den vergangenen Jahrzehnten waren sie einem ständigen Auf und Ab ausgesetzt. Habicht und Konsorten waren der jagenden und geflügelhaltenden Menschheit eben ein Dorn im Auge. In der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts fand die Greifvogelverfolgung mit den höchsten Vernichtungszahlen ihre Blütezeit.

Abb. 1 Habichte kommen in mehreren Unterarten, aber nur auf der Nordhalbkugel vor.



Zu Anfang des 20. Jahrhunderts wurden einige „nützliche“ Greifvogelarten zwar unter Schutz gestellt, auf den Habicht aber ging die Jagd ungehindert weiter. Ende der 60er Jahre war der Tiefstand erreicht. Habichtkorb und Tellereisen, Fellen von Horstbäumen und Ausschießen der Jungvögel verfehlten ihre Wirkung nicht: Nun war der Habicht wirklich selten geworden.

Erst jetzt stellte ein Bundesland nach dem anderen den Habicht unter Vollschonung. In Schleswig-Holstein nahm dadurch die Sterblichkeit der erwachsenen Habichte von 43 Prozent auf 26 Prozent pro Jahr ab. 1979 wurden Ausnahmegenehmigungen zum Fang und Abschluß einzelner Habichte erteilt. Damit stieg sie zwar wieder auf 34 Prozent an, aber die Anzahl der Brutpaare blieb unverändert.

In die Phase der stärksten Verfolgung fällt allerdings der drastische Anstieg des Pestizideinsatzes nach dem II. Weltkrieg. Als Endglieder von Nahrungsketten sind Greifvögel dadurch außerordentlich gefährdet. Seeadler und Wanderfalke sind besonders belegte Beispiele dafür. Auch der Habicht hat darunter stark gelitten. In der Bundesrepublik ist schwer auszumachen, wem der Schwarze Peter zuzuschreiben ist: den Jägern, Taubenzüchtern und Hühnerhaltern, oder den Landwirten und anderen Abnehmern der chemischen Industrie.

Wieviel Platz braucht ein Habicht?

Wie kann man bei einem so mobilen und heimlichen Vogel wie dem Habicht herausfinden, wie groß sein Wohngebiet ist? Die Lösung heißt Telemetrie: Habichte wurden mit Minisendern ausgerüstet, mit denen man ihren Wohnraum feststellen kann. Die ermittelten Areale rangieren zwischen 370 und 5200 ha. Immerhin ist das größte Habichtstreifgebiet 14mal größer als das kleinste. Wovon hängt es ab, wie weit ein Habicht in der Landschaft umherstreift?

In drei schwedischen Untersuchungsgebieten flogen die Habichte unterschiedlich weit umher. Immer bildeten Fasanen einen wesentlichen Anteil ihrer Beute, kamen aber mal häufig, mal selten vor:

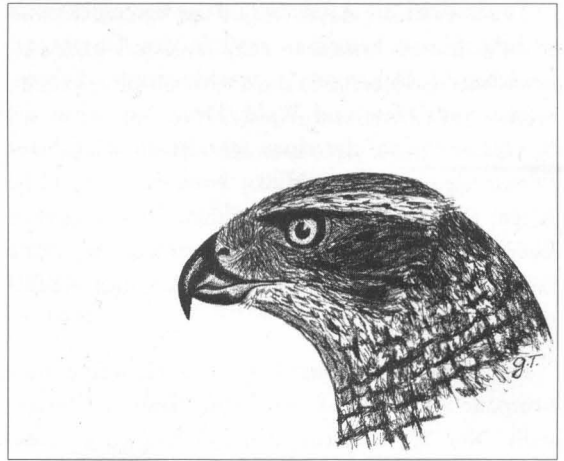


Abb. 2 Kein Auge in der Vogelwelt blickt so streng wie das des Habichts.

Im ersten Gebiet waren ungefähr 4300 Fasane ausgesetzt worden, im zweiten lag die Aussetzung schon ein Jahr zurück (100—500 Tiere), und im dritten hielt sich eine wilde Fasanenpopulation von etwa 85 Vögeln auf. Am kleinsten, nämlich durchschnittlich 2000 ha, waren die Habichtstreifgebiete dort, wo Fasane eben ausgesetzt waren, am größten (5400 ha) im Gebiet mit der wilden Fasanenpopulation.

Offenbar ist es das Nahrungsangebot, das den Aktionsradius des einzelnen Habichts bestimmt — aber nicht allein: Wichtig ist auch, mit welchem Energieeinsatz die Beute erwischt werden kann. Der Habicht ist in höchstem Grade lernfähig. Ungeübte Junghabichte beflogen für ihren Lebensunterhalt deshalb ein weit größeres Gebiet als erwachsene.

In einer schwedischen Untersuchung stammten die beiden kleinsten Streifgebiete, 710 und 740 ha, von Althabichten, die beiden größten, 4580 und 4890 ha, von Junghabichten. In Schleswig-Holstein waren die von Junghabichten (durchschnittlich 2930 ha) etwa doppelt so groß wie die von Althabichten (circa 1420 ha). In Oberbayern beflogen drei erwachsene Habichte 370, 460 und 880 ha, zwei Junghabichte dagegen 1360 und 1570 ha.

Und wovon wird nun das Nahrungsangebot bestimmt, das für den Bewegungsdrang der Habichte verantwortlich ist?

Zunächst ist die Artenvielfalt des Beutespektrums wichtig. Sie ist besonders groß in den Übergangsbereichen („Oekotonen“) verschiedener Lebensräume, wie Wiese und Wald. Denn hier leben die Bewohner sowohl der einen wie der anderen dieser Pflanzengesellschaften. Hinzu kommen noch solche Arten, die ausschließlich in solchen Grenzbereichen leben. Vielfältige, mosaikartig zusammengesetzte Lebensräume bieten dem Habicht also auch vielfältige Nahrung.

Die höchste Siedlungsdichte des Habichts, ein Brutpaar auf 1000 ha, wurde in Westfalen festgestellt. Nur 12—15 Prozent des Gebietes waren bewaldet, dafür verteilte sich aber der Waldanteil auf viele, kleine Inseln. Es gab also genügend Grenzlinien.

Außerdem sind Waldränder hervorragende Lauerplätze. Diese Kombination von gutem Beuteangebot

und günstigen Ansitzstellen macht einen guten Habichtlebensraum aus. In England und Schweden stellte Kenward fest, daß die Vögel sich viel häufiger als erwartet im Wald aufhielten. Das Innere größerer Wälder schätzten sie jedoch keineswegs, Waldränder dagegen waren gefragt. Je mehr Waldränder im Streifgebiet eines Habichts enthalten waren, desto kleiner fielen die Streifgebiete der Habichte aus.

Sind nun Nahrung und zudem Nistgelegenheiten in Hülle und Fülle vorhanden — dann wird man verwundert feststellen, daß die Habichtbevölkerung dennoch nicht in den Himmel wächst. Warum?

Weil Habichte sehr unduldsam gegen ihresgleichen sind.

Wenn ein Tier ein Gebiet gegen Artgenossen verteidigt, wird dies als Territorialverhalten bezeichnet. Jeder Dorfhund, der seinen Kollegen vom Nachbargrundstück ankläfft, verteidigt sein Territorium, benimmt sich also territorial. Oder die singenden Vogel Männchen im Frühjahr: Wir empfinden ihren Gesang als schön. Dabei schimpfen und fluchen sie in den höchsten Tönen, um ihresgleichen von einem bestimmten Fleck Erde fernzuhalten, den sie für sich auserkoren haben.

Territorialität begrenzt also die Siedlungsdichte. Die Vorteile sind offensichtlich: Das Nahrungsangebot wird nicht übernutzt. Territorien machen auch viel täglichen Kleinkrieg überflüssig: Man streitet sich nicht mehr um jeden Futterbrocken, sondern droht nur noch gelegentlich über den Zaun.

Beim Habicht war man lange Zeit der Meinung, daß er ganzjährig territorial sei. Neuerdings mußte man einige Abstriche machen. Von der Balzzeit bis zum Flüggewerden der Jungen wird zwar der Horstbereich gegen Artgenossen verteidigt. Jagdgebiete allerdings werden auch in dieser Zeit meist von mehreren Vögeln bejagt. Zu anderen Zeiten legen Habichte zwar mehr oder weniger großen Wert auf Abstand von ihresgleichen, verteidigen aber kein bestimmtes Areal mehr.

Auseinandersetzungen kommen auch außerhalb der Brutzeit durchaus vor, wirken aber nicht son-

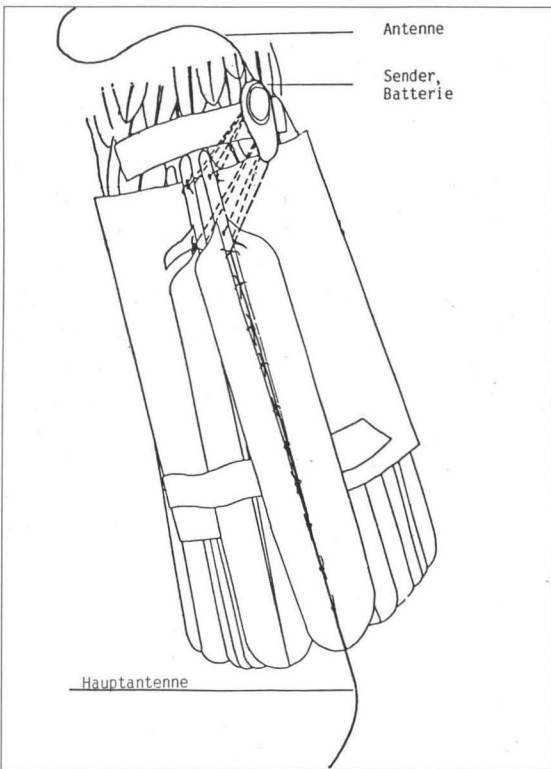


Abb. 3 So befestigen Wildforscher einen Minisender an den Schwanzfedern des Habichts. Das Gerät behindert den Vogel kaum.

derlich aggressiv und ernsthaft. Eine Folge dieser toleranten Haltung ist, daß sich bei günstigem Nahrungsangebot oft beachtliche Habichtansammlungen bilden können: In Schweden besuchten innerhalb von drei Wochen 13 Habichte, vor allem Jungvögel, die Fasanenschütten. Auf Gotland versammelten sich Habichte in Gebieten, wo Kaninchen besonders häufig waren. In Schleswig-Holstein stellten sich Habichte in großer Zahl dort ein, wo viele Fasane ausgesetzt worden waren.

Raffinierter Jäger

Vor allem die bewundernswerten Fähigkeiten auf der Jagd sind es, die dem Habicht trotz all seiner Übergriffe immer auch Anhänger gesichert haben. Die kurzen, breiten Schwingen und der lange Schwanz kennzeichnen ihn als überaus wendigen Jäger. Es ist erstaunlich, auf welch verschiedene Weise der Habicht sich an seine Beute heranpirscht und sie schließlich überwältigen kann, was ihm in der Vergangenheit unweigerlich den Ruf eintrug, besonders verschlagen und heimtückisch zu sein.

Hat ein Habicht mehrmals positive Erfahrungen mit einer bestimmten Beute gemacht, so wird er künftig ganz gezielt danach suchen. Er hat ein Suchbild entwickelt. Unerfahrene Junghabichte zeigen oft ganz einseitige Bevorzugungen. Ein junges Habichtweibchen in Schleswig-Holstein blieb standhaft bei seinen auserkorenen Kaninchen, als es diese zwischen Fasane herausgreifen mußte. Mit zunehmender Erfahrung wird auch die Anzahl der Suchbilder größer. Meist ist mit einem Beutesuchbild auch ein Suchbild des Ortes verbunden, an dem es erfahrungsgemäß anzutreffen ist. So kann ein Habicht zeitlich begrenzte Nahrungsquellen sehr effektiv ausnutzen. Zum Beispiel kommt es vor, daß ein Männchen Nester voller halbwüchsiger Eichelhäher oder Rabenkrähen systematisch ausleert, oder daß es zielsicher immer wieder zu Staren- und Krähen-schlafplätzen zurückkehrt.

Ein hungriger Habicht sucht erfolversprechende Stellen regelmäßig ab und legt so pro Tag im Durchschnitt sechs Kilometer zurück. Erspäht er Beute, so startet er zum Überraschungsangriff und

nutzt während des Angriffsfluges jede Deckung aus. Je später ihn das Opfer entdeckt, desto größer ist seine Erfolgchance. Nach Photoaufnahmen kann ein angreifender Habicht Spitzengeschwindigkeiten von 70—80 km/h erreichen.

Clevere Althabichte haben aber noch ganz andere Tricks auf Lager: Hat der Habicht sein Opfer in spe nur gehört, so versucht er sich anzuschleichen. Er bewegt sich dabei so unauffällig wie möglich

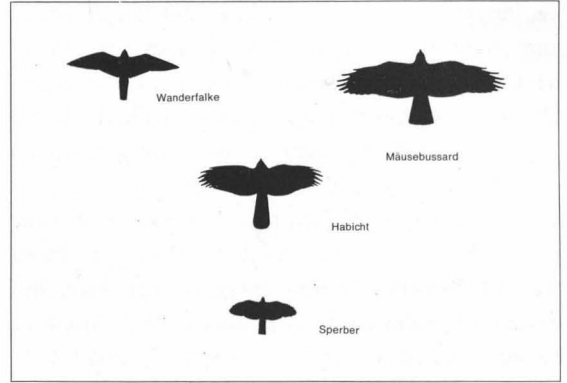


Abb. 4 Flugbilder einiger Taggreife.

und legt immer wieder Pausen ein, um sich über den Standort des Beutetieres zu informieren. Manchmal wird ein solcher Schleichweg auch zu Fuß zurückgelegt. Auf einer gebüschreichen Insel holten Habichte auf diese Weise regelmäßig Stockenten von ihren Nestern herunter.

Hat der Habicht Beutetiere in dichter Deckung wie Schilf oder Brennesseln bemerkt, so kann er im Sturzflug auf sie herabstoßen, worauf einige die Nerven verlieren und auffliegen. Erst dann kommt der eigentliche Angriff.

Direkte Angriffsflüge in hohem Tempo und ohne Deckung sieht man vor allem bei unerfahrenen Junghabichten. Gewitzte Althabichte dagegen können in zehn Zentimetern Höhe heranfliegen und nutzen jede kleine Senke als Deckung aus. Ein anderer Trick ist, in 50—70 Meter Höhe gemütlich vor sich hinzufliegen, gewissermaßen mit den Händen in den Hosentaschen, um dann urplötzlich an-

zugreifen. Flieht ein Beutetier, so folgt er im toten Winkel, übersteigt es kurz und geht aus dieser erhöhten Position in einen zweiten Angriffsflug über.

Habichte können sich schließlich aus großer Höhe im Sturzflug, wanderfalkengleich, herabstürzen oder nach Bussardart von Zaunpfählen aus auf Mäuse lauern. Ihr Repertoire an Jagdfinessen ist fast unerschöpflich. Geübte Vögel kombinieren verschiedene Techniken souverän.

Beutetiere in Schwärmen sind oft besser geschützt als Einzeltiere. Zum einen sehen viele Augen mehr, zum andern fällt es dem Räuber schwerer, sich in dem Gewimmel flüchtender Tiere auf ein einzelnes Opfer zu konzentrieren. Taubenjagende Habichte haben den größten Jagderfolg bei kleinen Gruppen oder Einzeltieren. Sie werden viel später entdeckt als von den großen Schwärmen. Große Schwärme bieten aber noch weitere Vorteile: Da sich in ihnen die Aufgabe des Wächters besser verteilt, kann sich das einzelne Tier mehr Zeit für die Nahrungssuche nehmen. Es ist damit in besserem Gesundheitszustand und hat deshalb bessere Chancen zu entkommen. Übereinstimmend damit fand Kenward heraus, daß Tauben aus kleinen Gruppen in schlechterer Kondition waren als Tiere aus großen Schwärmen.

Nur wenn ein Habicht trotz aller Wachsamkeit des Schwarmes nahe genug herankommen kann, spielt es keine Rolle mehr, wie gut trainiert die Beute ist. Sie wird im Überraschungsangriff gepackt.

Wer reguliert wen?

Anders als Falken, die ihre Beute durch einen zilsicheren Biß ins Genick töten, „greift“ der Habicht sein Opfer tot: Seine mächtigen Fänge reagieren auf jede Bewegung mit krampfartigem Zugriff. Etwa das Zweieinhalbfache seines eigenen Gewichts kann er bewältigen: 1600 g wog der schwerste Junghase, der einem Habichtmännchen nachgewiesen wurde; beim Weibchen, mit rund 1200 g mehr als eineinhalbmals so schwer wie sein Partner, war der entsprechende „Rekord“ etwa 3,5 kg. Aber nur Beute vom eigenen Gewicht kann er wegtragen.

Von großen Beutetieren ernähren sich Habichte oft mehrere Tage lang. In Oberbayern kehrte ein Weibchen sieben Tage lang immer wieder zu einem geschlagenen Hasen zurück. In Schleswig-Holstein bot ein Fasan genug Nahrung für zwei Tage.

Bei allem Trickreichtum ist doch der Habicht weit weniger erfolgreich, als man glauben möchte. Nur 5—6 Prozent aller Jagdflüge bringen ihm wirklich Beute ein. Und hat er glücklich etwas erwischt, so gibt es noch genügend Interessenten, die es ihm streitig machen möchten: Bussarde und Milane stoßen in der Hoffnung herab, daß er seine Beute fallen läßt. Auch Krähen versuchen Habichten ihre Beute abzujaugen.

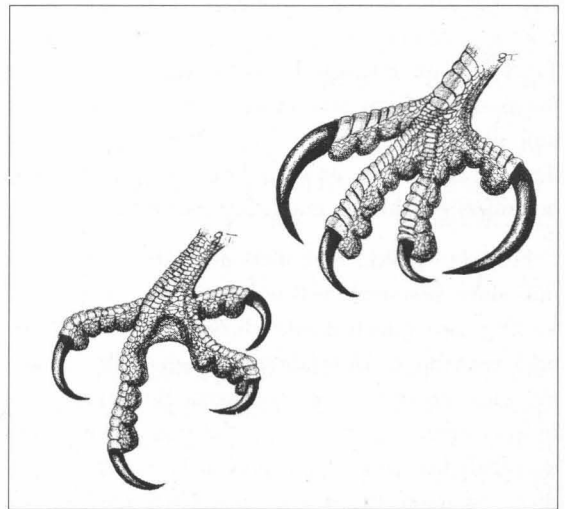


Abb. 5 Der Habicht tötet durch den Griff seiner starken Fänge (oben). Zum Vergleich links der Fang des Wanderfalken, der seine Beute durch Genickbiß tötet.

Allgemein hat sich die Vorstellung durchgesetzt, daß Räuber durch ihre Beutetiere reguliert werden und nicht umgekehrt. Beutetiere produzieren weit mehr Junge, als zur Erhaltung der Art notwendig sind. Das gilt vor allem für kleine Arten mit früher Geschlechtsreife. Raubtiere und Greifvögel, so sagt man, holen sich den Anteil einer Population, der ohnehin Überschuß ist. Das habe zur Folge, daß sie den Bestand ihrer Beutetiere kaum reduzieren, geschweige denn gefährden können.

In Finnland ernähren sich Habichte zum großen Teil von Rauhfußhühnern. Diese machen aber etwa alle vier Jahre einen Bestandesrückgang durch. In solchen Mangeljahren war der Bruterfolg der Habichte sehr gering. Rauhfußhühner scheinen also den Habichtbestand in Finnland zu regulieren. So weit, so gut.

Anhänger des Habichts verbreiteten die frohe Kunde: Der Habicht sei nicht fähig, seine Beutearten zu gefährden, da er ja von ihnen reguliert werde. Der letzte Habicht sei längst verhungert, bevor er dem letzten Birkhahn gefährlich werde. Die Absicht war zwar lobenswert, die Logik jedoch

vermehrt bei den Eichelhähern. Oder den Drosseln. Oder den Staren. Kein Mangel an Alternativangeboten. Um ihn hierzulande wirklich in die Enge zu treiben, müßte schon bei mehreren Beutetieren gleichzeitig der Hahn zugedreht werden. Die Chance, daß das geschieht, ist äußerst gering.

Streitpunkt Fasan

Welchen Einfluß der Habicht in Mitteleuropa auf Beutetierbestände ausübt, hängt von ihrer Bestandsdichte ab. Ist eine Beuteart besonders zahlreich, so tendieren Greifvögel dazu, sich an diesem Ort zu versammeln. Beute in großer Menge wirkt wie ein Magnet, was an jedem Vogelfutterhäuschen zu beobachten ist. Ist andere Beute in ausreichender Dichte vorhanden, dann verteilt sich der Habichtsangriff gleichmäßiger auf die einzelnen Arten.

In Schleswig-Holstein schlugen Habichte 40 Prozent der ausgesetzten Fasanen. Anderswo, ebenfalls in Schleswig-Holstein, waren es dagegen nur 7,5 Prozent: Das Beuteangebot war hier auf viele Arten verteilt. Auch in einem schwedischen Untersuchungsgebiet mit einer großen Anzahl ausgesetzter Fasanen machten sie 95 Prozent der Beutetiere aus, in einem vergleichbaren Gebiet mit wilden Fasanen dagegen nur 23 Prozent.

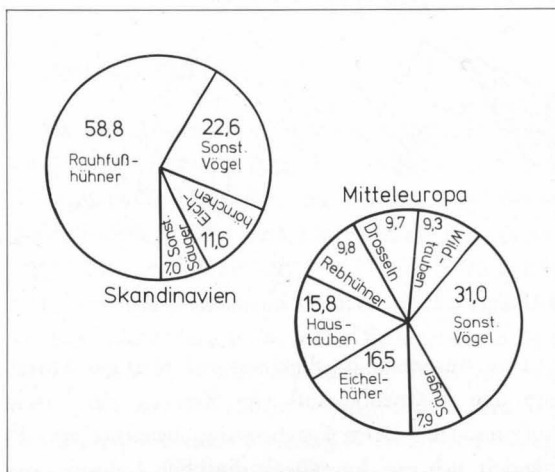


Abb. 6 Das Angebot bestimmt den Speisezettel: In Skandinavien sind es die häufigen Rauhfußhühner, in Mitteleuropa allerlei Vögel.

hinkte: Ein Beutegreifer wird auch bei uns von seinen Beutetieren reguliert. Wie aber sieht hier das Beuteangebot im Vergleich zu Finnland aus? Die nördlichen Breiten mit ihren einförmigen Nadelwäldern bieten nur wenigen Tierarten eine Lebensgrundlage. Wird dort die Hauptbeute knapp, dann steht dem Habicht das Wasser wirklich bis zum Hals. Die meisten müssen entweder auswandern oder verhungern. Nur wenige halten die Stellung, indem sie weit größere Gebiete als unter Normalbedingungen nach Beute absuchen.

Gehen in Mitteleuropa dagegen beispielsweise die Tauben zurück, dann bedient sich der Habicht eben

Kritisch wird es dann, wenn zahlreiches Vorkommen einer leichten Beute Habichte in eine Gegend lockt, in der auch seltene Arten ihr Leben fristen. Ist die dominierende Tierart leicht zu fangen, so lenkt sie von der seltenen Art ab. Andernfalls aber kann sie durch die Habichte sehr wohl bedroht werden. Das scheint beim Birkwild der Rhön vorzuliegen. Es läßt sich nicht verheimlichen, daß Habichte dem bedrängten Birkwild allein dadurch gefährlich werden können, daß sie im Vorbeifliegen gelegentlich eines mitgehen lassen. In einer solchen Ausnahmesituation können Habichte Beutetierpopulationen tatsächlich auslöschen.

Vor allem der sogenannte Jagdfasan wird dem Habicht auf der Beuteliste verübelt. Mindestens 20 Prozent der in Schweden freigelassenen Fasanen

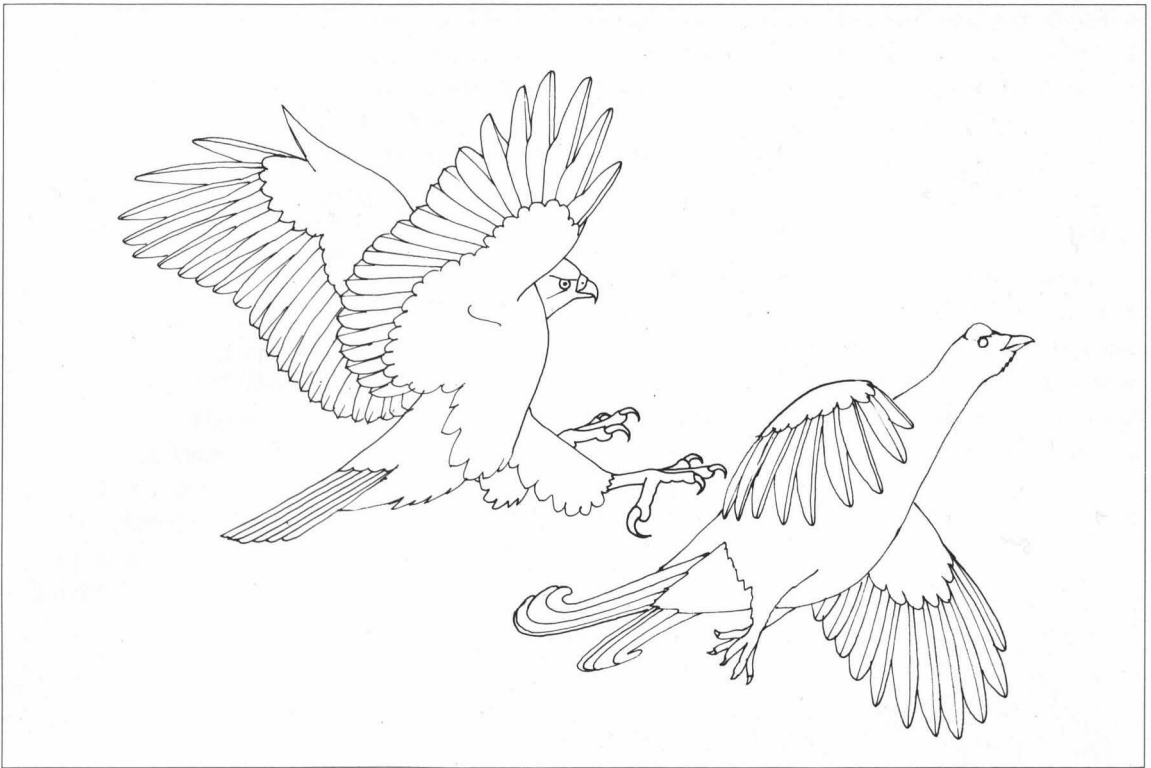


Abb.7 Natürlich zählen auch Birkhühner zur Beute des Habichts. Ist er schuld an ihrem Rückgang?

fallen Habichten zum Opfer. Sie töten dort 27—35 Prozent der Fasanenwinterpopulation, und keineswegs nur konditionsschwache Vögel. Es wurden sogar Fasanenhennen bevorzugt geschlagen, 56 Prozent des Bestandes: Eine Beuterate, die zweifellos zum Rückgang der Fasanen führen wird. In Schleswig-Holstein wurden 34 Prozent der Fasanen von Habichten erbeutet, wobei auch hier keine Selektion auf konditionsschwache Fasanen festzustellen war.

Zu diesem Register ist zweierlei zu sagen: Wenn der Habicht beispielsweise 30 Prozent einer Fasanenpopulation erwischt, heißt das noch nicht, daß in seiner Abwesenheit 30 Prozent mehr Fasanen überlebt hätten. Ein Teil davon wäre mit Sicherheit anderen Todesursachen wie Raubsäugern oder schlechten Witterungsbedingungen zum Opfer gefallen. In Südschweden holten sich Habichte 25 Prozent einer tuberkulosekranken Fasanenpopulation, dagegen nur 8 Prozent, als keine Tuberkulose herrschte.

Das Aussetzen ist durchaus ein gängiges Mittel, um den Fasanenbestand von Zeit zu Zeit etwas aufzumöbeln. Diese Fasanen sind benachteiligt: Es handelt sich um Jungvögel, die ohne Führung von erfahrenen Eltern aufgewachsen sind. Sie verbrachten ihre erste Jugend im Gehege und haben keinerlei Naturerfahrung. Natürlich sind sie eine besonders leichte Beute für jeden Raubfeind. Auch war der Fasan in unseren Breiten ursprünglich nicht heimisch und ist daher an die Lebensbedingungen nicht angepaßt. Nebenbei bemerkt kommen auch die ursprünglichen Unterarten des Fasans in ihrem Verbreitungsgebiet nie in großer Dichte vor. Man versucht also im Falle Fasan offensichtlich, eine nicht heimische Tierart in überhöhter Dichte zu halten. Auf wessen Seite liegt hier der „Fehler“?

Bei anderen Beutetierarten sieht der Habichtein-griff weitaus akzeptabler aus: Rebhühner dürften eine normale jährliche Sterblichkeit von 56 Prozent (Altvögel) bzw. 80 Prozent (Jungvögel) haben. In Schleswig-Holstein schlugen die Habichte etwa 10

Prozent des Rebhuhnbestandes. Da zudem in erster Linie die Hähne in der Balzzeit als Habichtbeuten, ist der Einfluß auf die Brutpopulation noch geringer.

Kaninchen haben eine so gewaltige Vermehrungsleistung und werden andererseits wieder so stark von Myxomatose und schlechten Witterungsbedingungen gedrückt, daß der Habichteingriff wahrscheinlich vernachlässigt werden kann. Erwachsene Hasen werden in unseren Breiten nur in den seltensten Fällen geschlagen.

Nach einer englischen Untersuchung könnten die Habichte bis 28 Prozent der Ringeltauben ohne Einfluß auf die Brutpopulation erbeuten.

Die Balz der Habichte

Manche altverpaarte Habichte beginnen bereits im Oktober mit der Balz. Sie verlegen dann ihre Schlafplätze in Horstnähe und markieren ihr Revier durch Balzflüge über dem Horstbezirk. Sie können sogar schon im Herbst mit dem Horstaufbau beginnen. Mit dem Einsetzen schlechteren Wetters jedoch vergehen diese Anwandlungen. Die eigentliche Balz setzt dann erst wieder im Februar/März ein. Abhängig ist der Balzbeginn und insbesondere der Brutbeginn von den Witterungsbedingungen, wahrscheinlich von der Temperatur.

Habichtpaare verfügen immer über mehrere Ausweichhorste in ihrem Streifgebiet. Durchschnittlich wählen sie zwischen vier Horsten aus. Es ist die Aufgabe des Männchens, dem Weibchen die verschiedenen Horstmöglichkeiten anzubieten. Die Auswahl wird dann von ihr getroffen.

Parallel zur Horstauswahl verläuft die Balz der Habichte. Sie ausführlich mit Worten zu beschreiben, würde diesem Schauspiel nicht gerecht werden. Um einen wirklichen Eindruck von der Vielfalt und Schönheit einer Habichtbalz zu bekommen, muß man sie selbst sehen. Einzelne Elemente, wie das steile Emporschießen mit angelegten Flügeln, die Bogenflüge in größerer Höhe und dann wieder das plötzliche Fallenlassen zwischen die Stämme, tauchen zwar in vielen Balzflügen auf, aber die ver-

schiedenen Paare zeigen doch einen erstaunlichen Einfallsreichtum in ihrer ganz persönlichen Balz. Interessanterweise macht die Balz alter, erfahrener Habichtpaare oft einen etwas abgekürzten, routinierten Eindruck auf den Betrachter. Selbst als Biologe ist man versucht, Vergleiche zu entsprechenden menschlichen Situationen zu ziehen . . .

Hat sich das Weibchen für einen Horst entschieden, wird mit dem Horstaufbau begonnen. Vor allem das Männchen trägt geeignetes Material dafür herbei, das Weibchen baut es gekonnt in den Horst ein.

Ein Habichtshorst hat hervorragende thermische Eigenschaften. Je nach der herrschenden Außentemperatur wird der Horstrand hoch oder flach gebaut. In einem Horst von 20 cm Tiefe wurden im Inneren +7° C gemessen, während außen -5° C herrschten. Bei einer Außentemperatur von +6° C trugen sie den Horstrand ab. Grüne Zweige sind ein Zeichen, daß ein Horst wahrscheinlich bezogen wird.

Das Weibchen wird während dieser Zeit bereits vom Männchen mit Nahrung versorgt. Kleine Beutetiere sind gewissermaßen seine Verlobungsgeschenke. Biologisch gesehen ist das durchaus sinnvoll: Das Männchen muß noch vor Beginn der Brut seine Fähigkeit unter Beweis stellen, die wachsende Familie zu ernähren. Von seiner Geschicklichkeit hängt es in erster Linie ab, wie erfolgreich die Brut verläuft.

Nesthäkchen ist übel dran

Ältere Waldbestände werden zum Horstbau am liebsten bezogen. Der Horst wird in 15—20 m Höhe in der Krone älterer Bäume, dicht am Stamm oder in Gabelungen gebaut. Fühlt sich ein Habichtpaar gestört, dann zieht es bisweilen in sehr untypische Bestände um. Man findet Habichtshorste in Stangengehölzen, manchmal nur in 5 m Höhe, sogar in Baumreihen an Feldern oder in winzigen Waldstücken von nur 1—2 ha Größe. In Ostsibirien brüten Habichte regelmäßig in starken Weidenbüschen. In Alaska fand man Horste an bewachsenen Felswänden. In Ausnahmefällen brachten Habichte ihre Jungen sogar in Bodenhorsten hoch.

Ende März bis Mitte April beginnt bei uns die Eiablage. Im Durchschnitt werden drei Eier im Abstand von jeweils zwei Tagen gelegt. Die Ablage eines Eies ist wahrhaftig eine schwere Geburt. Bis zu vier Stunden kann das Habichtweib damit beschäftigt sein. Mit einem kompletten Gelege deponiert es 16 Prozent seines eigenen Körpergewichtes

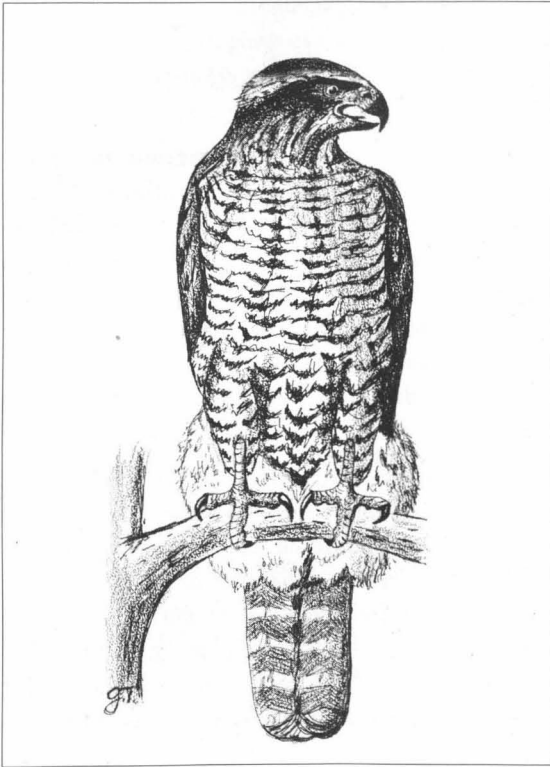


Abb. 8 Der balzende Habicht spreizt die weißen Unterschwanzfedern...

in der Horstmulde. Auf den Menschen übertragen entspräche das einem Neugeborenen von etwa 10 kg Gewicht!

Da die meisten Vögel schon nach der Ablage des zweiten Eies mit der Brut beginnen, hinkt das letzte Junge in der Entwicklung hinterher. In schlechten Beutejahren gelingt es ihm nicht, genug Nahrung zu ergattern. Seine Bettelbewegungen werden immer schwächer, bis sie schließlich ganz aufhören. Ein solches Junges erkennen die Althabichte nicht mehr als ihren Nachwuchs und verfüttern es an den Rest der



Abb. 9 ... und dreht die tollsten Kapriolen.

Brut. Dies hat natürlich nichts mit Brutalität zu tun. Ein Habichtjunges muß, um als solches erkannt zu werden, bestimmte Merkmale haben. Es muß dem futterbringenden Elterntier das kontrastreich gezeichnete Gesicht zuwenden und charakteristische Bettellaute und -bewegungen äußern. Tut es das nicht, dann wissen die Althabichte nicht, daß sie ihr Junges vor sich haben.

Mit der Ablage des zweiten Eies beginnt beim brütenden Habichtweibchen die Mauser. In Abständen von 2—6 Tagen verliert es die Federn des Großgefieders und wird damit schnell jagdunfähig. Das kann es sich leisten, denn für den Nahrungsnachschub ist während des größten Teils der Brut- und Aufzuchtperiode der Terzel verantwortlich. Bei ihm liegen jeweils 14—26 Tage zwischen dem Vermausern der einzelnen großen Federn. Er bleibt damit immer jagdbereit. Am Ende der Mauserperiode, wenn das Weibchen wieder mitjagen kann, geht die Mauser des Terzels beschleunigt vor sich. Die Neubildung des Gefieders ist also ideal in das Brutgeschehen eingepaßt. Insgesamt erstreckt sie sich über einen Zeitraum von fünf Monaten.

Etwa fünf Wochen lang wird das Gelege hauptsächlich vom Weibchen bebrütet, mehrere Male am

Tag wird es vom Männchen kurzzeitig abgelöst. Junge Weibchen nehmen ihre Brutpflichten bisweilen auf die leichte Schulter und lassen den Terzel für Stunden mit dem Gelege allein. Die eigentliche „Geburt“ der Jungen, das Schlüpfen, ist noch einmal ein gewaltiger Kraftakt. 24—30 Stunden brauchen sie, bis sie sich aus den Schalen herausgearbeitet haben. Schon 38 Stunden vor dem Schlüpfen geben sie Kontaktlaute von sich, woraufhin vom Terzel vorbeugend Beutetiere am Horst deponiert werden.

Ist es Aufgabe des Habichtmännchens, Beute heranzutragen, so ist es dem Weibchen überlassen, die Nahrung an die Jungen zu verteilen. Verunglückt das Weibchen in einer frühen Phase der Jungenaufzucht, dann verhungern die Jungen buchstäblich am gedeckten Tisch. Der Terzel bringt zwar nach wie vor Beutetiere heran, hat aber das Verteilen der Nahrung nicht im Programm.



Abb. 10 Mit dem zweiten Ei beginnt die Brut.

In den ersten Tagen sind die Jungen gegen Witterungseinflüsse noch sehr empfindlich und werden vom Weibchen gehudert. Wenn die Nestlinge zehn Tage alt sind, bezieht das Habichtweibchen einen Wachposten in der Nähe. Im Alter von 25 Tagen können sie Nahrung selbständig aufnehmen und verteidigen sie bereits vehement gegen Nestgeschwister. Mit 38 Tagen sind die Junghabichte voll befiedert und machen flügel Schlagend Gymnastik auf dem Horstrand. Auch die Fänge werden trainiert, indem die Jungen sie spielerisch in das Horstmateriale schlagen.

Während ihrer Nestlingszeit nehmen die Junghabichte täglich um 50—60 g zu; das heißt, sie setzen ein Drittel des aufgenommenen Nahrungsgewichtes in Wachstum um. Im Alter von vier Wochen haben sie bereits ihr Endgewicht erreicht.

Junghabichte kommen weit herum

Dem Nestlingsstadium schließt sich das Ästlingsstadium an. Die Junghabichte unternehmen kürzere Flüge in die Horstumgebung, hängen aber in ihrer Ernährung noch vollständig von den Altvögeln ab. Durch lautes Lahnen melden sie ihnen jeweils ihren Standort. Im Alter von 50 Tagen erlischt die Horstbindung, wenig später verschwindet auch die Familienbindung, und die Zeit des sogenannten Jugendstrichs beginnt. Je schlechter das Nahrungsangebot, desto weiter ziehen die Junghabichte umher. Das Ziel dieser Wanderungen ist es, ein gutes Nahrungsgebiet und möglichst auch einen Horstbereich zu finden. Gefangene Habichte in Schleswig-Holstein stammten von Horsten aus maximal 12 km Entfernung, junge Männchen wandern in Finnland durchschnittlich 70 km, junge Weibchen nur 40 km weit. Auch bei uns ziehen die jungen Terzel weiter umher als die Weibchen.

Mitteuropäische Habichte streifen im Winter häufig unstet umher, führen aber keine ausgesprochenen Wanderungen durch. Die zurückgelegten Strecken betragen selten mehr als 50 km. Anders im Norden: Finnische Habichte wandern zwischen 50 und 525 km weit, einzelne Junghabichte sogar 1000 km und weiter! Norwegische Habichte ziehen im Winter nach Schweden, Dänemark und Belgien. Aber in den seltensten Fällen verirrt sich einmal ein Habicht der nördlichen Populationen zu uns. Die Alpträume von den riesigen Habichten der nördlichen Unterarten, die hierzulande die Niederwildbestände quälen, sind durch nichts belegt.

Bereits im Alter von einem Jahr können Habichte brüten. Wenn die Habichtpopulation stabil ist, sind unter den Brutvögeln nur wenige sogenannte Rothabichte (d. h. Junghabichte) vertreten. Steigt ihr Anteil auffällig an, dann ist der Habichtbestand hohen Eingriffen ausgesetzt, und viele

Brutplätze werden frei. In Nordrhein-Westfalen wurden 1956—1966 2136 Habichte geschossen. Von 1962—1970 waren unter den Brutvögeln 30 Prozent Rothabichte, viel mehr als in unbejagten Populationen.

Der Habicht als Jagdkumpan

Eine positive Beziehung zwischen Habicht und Mensch finden wir in der Falknerei. Ihre Anfänge lassen sich ungefähr bis ins 4. Jahrhundert v. Chr. in die mittelasiatischen Steppen, nach China und nach Japan zurückverfolgen. Von dort aus kam die Beizjagd nach Europa, wo sie an den Herrscherhäusern des Mittelalters ihre Blüte erlebte. Der Hohenstaufenkaiser Friedrich II. fühlte sich vom Umgang mit Beizvögeln derart inspiriert, daß er das erste Werk über die Falknerei (*De arte venandi cum avibus*) verfaßte. Es gilt im wesentlichen noch heute.

Die Prestigejagd der Adligen mit Greifvögeln hielt sich in Europa bis in die Zeit der bürgerlichen Revolutionen. Mit der Erfindung von Pulverdampf und Schießgewehr bekam die Jagd einen anderen Akzent. Die Französische Revolution beendete den Absolutismus und damit auch die Jagd mit Beizvögeln, jedenfalls für fast 200 Jahre. Erst zu Beginn dieses Jahrhunderts wurde in England, den Niederlanden und in Deutschland die alte Beizleidenschaft wiederentdeckt und mit der Gründung von Falknervereinigungen zu neuen Ehren erhoben.

Was aber haben „Falkner“ mit dem Habicht zu tun? Tatsächlich hatte der Habicht neben den als besonders edel geltenden Falken schon immer einen besonderen Status. Bereits im frühen Mittelalter schätzte man seinen draufgängerischen Wagemut und eleganten Jagdflug. Gerade weil dieser Allround-Greif in dichten Waldungen ebenso zuhause ist wie im offenen Gelände, fand und findet er begeisterte Anhänger.

Beizjagd — das heißt zunächst einmal ein wildes Tier seiner Freiheit berauben, es — überspitzt gesagt — das ganze Jahr durchzufüttern, um schließlich für ein paar Wochen die eigene jagdliche Leidenschaft zu befriedigen. Ist das zu rechtfertigen?

Moralisch sicherlich nicht! Doch man mag darüber denken wie man will: Die falknerische Haltung von Beizvögeln beschneidet die Vögel nur minimal in ihrem Bewegungsdrang. Radiotelemetrische Ergebnisse belegen, daß Habichte ausgesprochen träge sind, vorausgesetzt sie finden genügend Nahrung. Dann nämlich beschränkt sich ihre Aktivität größtenteils auf Nahrungsaufnahme und -verdauung. Geflogen wird nur zur Nahrungssuche oder in der Balz.

Voraussetzung für die Jagd mit dem Vogel ist, daß man einen Falknerjagdschein besitzt. Dieser wird nur nach einer Prüfung ausgestellt und nur wenn man im Besitz eines normalen Jagdscheins ist.

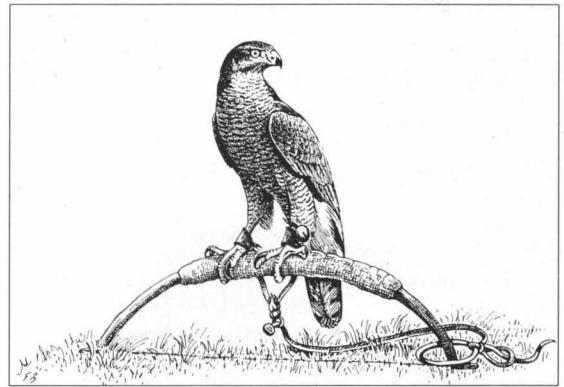


Abb. 11 Habicht auf dem Sprenkel. Mit Geschühriemen und Langfessel ist der Vogel gefiederschonend festgemacht. Glöckchen (bells) melden jede Bewegung.

In der Bundesrepublik Deutschland wie in den meisten europäischen Ländern sind Greifvögel aber ganzjährig von Jagd und Fang verschont. Wie also kommt man zu einem Habicht?

Mit einer Ausnahmegenehmigung der unteren Jagdbehörde kann man einen Nestling aus dem Horst entnehmen, oder einen ausgewachsenen Habicht mit einer Falle fangen. Auch aus den mittlerweile recht erfolgreichen Zuchten engagierter Falkner sind Habichte zu bekommen, doch bedarf es eines Zuchtnachweises. Die Einfuhr aus dem Ausland über Einfuhrbehörden und Washingtoner Artenschutzabkommen ist kompliziert und für den Habichtler wenig realistisch.

Dem künftigen Beizvogel werden zunächst Ledergeschüh und Langfessel angelegt. So wird er meist an einem sonnigen Platz am Sprengel angebunden. Schutz vor starker Sonne und Regen findet er in einer Spitzhütte, baden hingegen — was Greifvögel über alles lieben — kann er in der nahen Baderente. Für die Haltung außerhalb der Jagdsaison und während der Mauser empfiehlt sich eine Flugdrahtanlage oder noch besser ein Mauserhaus.

Das Abtragen — die Dressur — des Habichts beginnt mit der Gewöhnung des wilden Vogels an den Menschen. Auf dem Lederhandschuh wird ihm etwas Fleisch angeboten. Zunächst tritt er aus unmittelbarer Nähe über, mit zunehmender Vertrautheit läßt man ihn dann aus immer größerer Entfernung auf die Faust „beireiten“.

Das auslösende Moment zu jagen ist für einen Beizvogel nicht etwa Gehorsam, wie beim Jagdhund, sondern Appetit, nichts sonst. Man beeinflusst ihn also über sein Hungergefühl. Andererseits muß der Habicht körperlich in Topform sein. Die erreicht er aber nur bei ausreichender Fütterung. Alles zusammen heißt dann in der Falknersprache die ideale „Kondition einstellen“. Überwacht wird das mit peinlich genauen Gewichtskontrollen.

Reitet der Habicht auf größere Entfernung ohne Zögern bei, hat er „Appell“. Die Jagd kann beginnen! An seiner ersten Beute darf er sich richtig sattfressen. Als Folge wird er immer freudig in Erwartung eines ähnlich großen Happens jagen.

Anders als mit den meist „anwartenden“ — in größerer Höhe kreisenden — Falken beizt man mit dem Habicht meistens von der Faust. Dabei stößt der Habicht von der Faust auf hochgemachtes Wild, in der Regel Kaninchen oder Fasanen. In der freien Folge dagegen fliegt er frei hinter Falkner und Hund von Baum zu Baum. Von Vorteil ist diese Art des Jagens im Wald und im unübersichtlichen Gelände. Sie bewährt sich auf Hasen oder auch Eichelhäher.

Was den Reiz der Beizjagd ausmacht, ist sicherlich nicht der Akt des Tötens. Beute machen der Habichtler und sein Genosse ohnehin nur selten,

denn das Jagen strengt den Vogel an, und vier Beutetiere an einem Jagdtag gelten als ungeschriebenes Limit unter besonnenen Falknern. Nein, der Reiz dieser Jagd besteht darin, die aufregenden Flüge des Vogels mitzerleben. Alle Falkner behaupten, sie wären arm ohne diese Erlebnisse. Wer mal dabei war, glaubt ihnen.

Habichte, Jäger und Taubenzüchter

Wenn es der Habicht aber nicht gerade als Jagdkumpan mit dem Menschen zu tun bekommt, so ist das für ihn fast immer eine Begegnung der unerfreulichen Art. Geflügelhalter wie Niederwildheger wollen ihm ans Gefieder, denn es gibt „zu viele“ Habichte — gemessen jedenfalls an dem Ausschließlichkeitsanspruch, den der Mensch zu erheben gewohnt ist. Ob wir es dem Habicht mit unzulänglichen Fasanenfütterungen, mit dem Aussetzen schlecht tauglicher Tiere oder der Haltung vieler Tauben nicht allzu leicht machen, steht dabei kaum zur Debatte.

Müssen, sollen Habichte reguliert werden? Greifvögel brauchen normalerweise keine Regulierung von außen, da sie höchst wirksame Mechanismen der Selbstregulation besitzen. Seit 1977 brüteten 29 Prozent der Habichtsbrutpaare in Franken nicht mehr oder gaben die Brut ohne ersichtlichen Grund auf. Erfolgreiche Brutpaare hatten weniger Junge als in den vorhergehenden Jahren. Populationen mit maximaler Siedlungsdichte, wie zum Beispiel in Polen, nahmen auch nach zehn Jahren noch nicht zu.

Habichte sind vielen Gefahren ausgesetzt. Sie fallen spektakulären Jagdunfällen zum Opfer. Es wurden Habichte gefunden, die durch Fensterscheiben geflogen waren, sich in Stacheldraht verwickelt oder auf Äste aufgespießt hatten. Solche Dinge sind es indessen nicht, die den Habicht ernsthaft gefährden. Neben der menschlichen Verfolgung sind Greifvögel heute in zunehmendem Maße von Bioziden und den allgegenwärtigen Abfallprodukten der chemischen Industrie bedroht.

DDT — Gefahr gebannt?

Am fatalsten sind die Chlor-Kohlenwasserstoffe. Zu ihnen gehören DDT, Aldrin, Dieldrin und Endrin. Ihnen allen ist gemeinsam, daß sie chemisch extrem stabil sind und in der Natur jahrelang unverändert bestehen bleiben. Da sie fettlöslich sind, werden sie vor allem im Körperfett von Tieren gespeichert. Solange diese Tiere gut ernährt sind und ihre Fettreserven nicht antasten müssen, können sie auch mit relativ hoher Pestizidbelastung noch recht gut leben. Verschlechtern sich aber die Lebensbedingungen, zum Beispiel während der Zugzeit, werden also die Körperreserven abgebaut, dann wird der Organismus mit Gift überschwemmt. Solch ein Tier ist mit einer Zeitbombe vergleichbar: Die Länge der Zündschnur hängt von der Gunst der Umstände ab. Da die Chlor-Kohlenwasserstoffe so extrem dauerhaft und schwer abbaubar sind, sammeln sie sich im Laufe der Zeit im Tierkörper in immer höheren Konzentrationen an. Die Endverbraucher in der Nahrungskette, also die Fleischfresser und damit auch die Greifvögel, sind am stärksten von der Vergiftung der Umwelt betroffen. Sie sind die Sammelbecken der Giftfracht ihrer Beutetiere. Die Pestizidbelastung im Körper eines Greifvogels kann bis zu 20mal höher sein als in seiner Nahrung.

Wie stark Greifvögel tatsächlich von der Pestizidanwendung in ihrer Umwelt betroffen sind, hängt weitgehend von ihren Beutetieren ab. Greifvögel, die sich in erster Linie von Vögeln ernähren, sind generell weitaus stärker kontaminiert als Säugetierfresser.

Die Nahrung des Sperbers besteht aus kleineren Vögeln, die sich von Insekten ernähren, während die Beutetiere des Habichts meist Pflanzenfresser sind. Der Sperber muß also, da er Fleischfresser erbeutet, mit einer höheren Pestizidkonzentration zu recht kommen als der Habicht. Erwartungsgemäß ist die Pestizidbelastung für die Sperberbestände ein größeres Problem als für die Habichtbestände. Verhängnisvoll ist zudem, daß gerade pestizidbelastete Beutetiere bevorzugt von Greifvögeln geschlagen werden, da sie sich auffällig und abweichend verhalten. Hinzu kommt noch, daß Greifvögel im Ver-

gleich mit anderen Vogelarten weitaus empfindlicher auf Pestizide reagieren.

Die Wirkung von Pestiziden auf Greifvögel ist in ihrer Vielfalt deprimierend eindrucksvoll. Eischalen werden dünner, Embryonen sterben im Ei, verseuchte Vögel verhalten sich abnorm bei Balz, Brut und Jungenaufzucht. Jedoch — der Habicht scheint

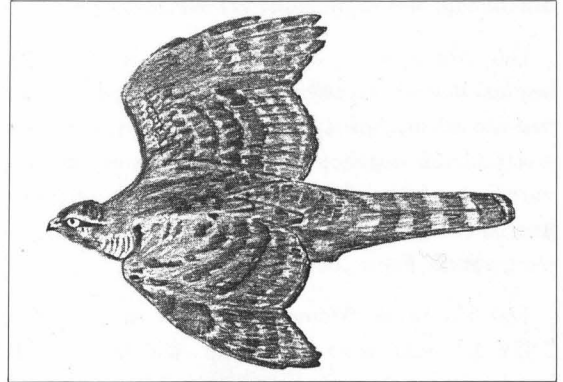


Abb. 12 Der Habicht, ein schneidiger Jäger.

zu den wenigen Glücklichen zu gehören, denen Pestizide vergleichsweise wenig anhaben. Das liegt an ihrer vielfältigen Beute, überwiegend Pflanzenfresser, sie stehen also am Ende von kurzen Nahrungsketten, und an ihrer großen allgemeinen Anpassungsfähigkeit. Jedenfalls scheint es derzeit noch so.

Neue Gifte — neue Gefahren

Durch die Eiablage kann die Pestizidbelastung erheblich vermindert werden. Ein Sperberweibchen kann die Hälfte seiner Pestizidfracht durch die Ablage von sechs Eiern loswerden. Nachgelege sind daher durchwegs weniger kontaminiert als Erstgelege. Ein gewisser Anteil der Pestizidfracht kann auch während der Mauser in den neu gebildeten Federn deponiert werden.

Fast noch problematischer als die Pestizide sind PCBs, Substanzen industriellen Ursprungs. Ihre Wirksamkeit ist der der Biozide sehr ähnlich, mit dem Unterschied, daß sie noch stabiler sind. Wirtschaftlich von einiger Bedeutung, sind sie wesentlich schwieriger aus der Anwendung zu verbannen als

die Pestizide. Sie stellen heute eine wachsende Gefahr für die Greifvogelbestände dar, die sich gerade erst vom Pestizidschock erholt haben.

Schwermetalle unterscheiden sich von den Chlor-Kohlenwasserstoffen grundsätzlich dadurch, daß sie auch unter natürlichen Bedingungen vorkommen und als Spurenelemente in geringen Mengen sogar notwendig sind. In den 50er Jahren erregte Quecksilber erstmals weltweites Aufsehen, als in Minamata/Japan schwere Vergiftungen in der Bevölkerung auftraten. Seit den 60er Jahren fanden Quecksilberverbindungen als Saatbeizmittel Verwendung und führten in Schweden und Holland zu großen Vogelsterben. Über körnerfressende Vögel wurden auch Greifvögel mit Quecksilber kontaminiert. Fütterungsversuche mit Hühnern zeigten, daß die Quecksilberkonzentration im Körper bereits nach wenigen Tagen beachtliche Höhen erreicht, daß das Gift aber erst nach sechs Monaten wieder aus dem Organismus verschwunden war. Im Labor ergaben Quecksilbervergiftungen anfänglich verminderte Gelegegrößen und Schlüpfraten, erhöhte Jungensterblichkeit, Verhaltensänderungen und schließlich den Tod. Seit ab 1966 eine weniger beständige Quecksilberverbindung in der Landwirtschaft verwendet wird, ging die Quecksilberbelastung der kleineren Vögel und später auch der Greifvögel merklich zurück. Daraufhin erholte sich der Habicht in Schweden. Vorher war er durch quecksilberverseuchte Fa-

sanen und Tauben schrecklich dezimiert worden.

Durch dieses Lebensbild des Greifvogels Habicht hat sich unvermeidlich der Konflikt Habicht-Mensch gezogen. Zum Teil war diese Akzentsetzung beabsichtigt, zum größeren Teil aber unvermeidlich. Das Kapitel „Bestandesentwicklung“ zeigte die Schilderung eines Kampfes mit ungleichen Chancen. Die Verfolgung des Habichts wurde zeitweise organisiert betrieben, durch Prämienzahlungen unterstützt, von Regierungen gefordert, zeitweise vollzog sie sich auch im Verborgenen, im Zwielficht der Illegalität, aber deshalb nicht weniger wirksam. H. Löns schreibt 1911 „... der Habicht gilt als eine Art von Vampyr, der aus dem Grunde seiner schlechten Seele auf Unheil sinnt. Und wie man im Mittelalter in den Hexen den Satan selber zu treffen suchte, wenn man sie zu Tode marterte, so bekämpft der Jäger im Raubwilde die Vertreter des schlechten Prinzips, denen gegenüber man zu keiner Rücksicht verpflichtet ist.“

Noch Mitte der 60er Jahre fand man gekreuzigte, vorher in Eisen gefangene Eulen und Busarde an Scheunentoren. Sind wir heute imstande, unser Denken vom Nutzen und Schaden einer Art zu überwinden und den Habicht in erster Linie als faszinierenden Vogel zu betrachten? Wo wir in der Vergangenheit standen, ist nur zu offensichtlich. Wo aber stehen wir heute?

Anschrift der Verfasser:

Veronika Straaß
Stefan Kluth

Wildbiologische Gesellschaft München e. V.

Postfach 170

D-8103 Oberammergau

Zu den Abbildungen:

- Abb. 1 aus VOOUS, K. H. (1962): Die Vogelwelt Europas und ihre Verbreitung. Parey, Hamburg/Berlin
- Abb. 2, 10 gezeichnet nach WALLER von Gundula Thor
- Abb. 3 aus KENWARD, R. E. (1978)
- Abb. 5 Gundula Thor
- Abb. 6 Uda Wester
- Abb. 7 Uli Kern
- Abb. 8, 9 gezeichnet nach FAUNA von Gundula Thor
- Abb. 11 aus TROMMER, G. (1974): Greifvögel. Ulmer Verlag, Stuttgart
- Abb. 12 Michael Wotschikowsky

Ulrich Wotschikowsky half bei der redaktionellen Bearbeitung des Manuskripts. Ihm sei herzlich gedankt.

Literaturverzeichnis:

- Brüll, H. (1977): Das Leben europäischer Greifvögel. Stuttgart/New York: Fischer.
- Ellenberg, H. (1982 ed.): Greifvögel und Pestizide. Ökologie der Vögel, Bd. 3, Sonderheft 1981.
- Glutz von Blotzheim, Bauer, Bezzel (1971): Handbuch der Vögel Mitteleuropas, Bd. 5. Frankfurt/M.: Akademische Verlagsgesellschaft: 444 bis 475.
- Kenward, R. E. (1978): Radio transmitters tail-mounted on hawks. *Ornis Scandinavia* 9: 220—223.
- Kenward, R. E., Lindsay, J. M. (1981 eds.): Understanding the goshawk. Intern. Ass. of Falconry and Conservation of Birds of Prey.
- Kluth, S. (1984): Untersuchungen zur Beutewahl des Habichts (*Accipiter gentilis* L.). Test der Telemetrie und Kritik bisher angewandter Methoden. Diplomarbeit an der forstwissenschaftlichen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München.
- Straaß, V. (1984): Telemetrische Untersuchungen über die Raumnutzung des Habichts (*Accipiter gentilis* L.) im Landkreis Freising/Oberbayern. Diplomarbeit am Lehrstuhl für Biologie der Technischen Universität München.
- Waller, R. (1982): Der wilde Falk ist mein Gesell. Melsungen: Neumann-Neudamm.
- Ziesemer, F. (1983): Untersuchungen zum Einfluß des Habichts (*Accipiter gentilis*) auf Populationen seiner Beutetiere. Beiträge zur Wildbiologie, Heft 2. Kronshagen: Hartmann.

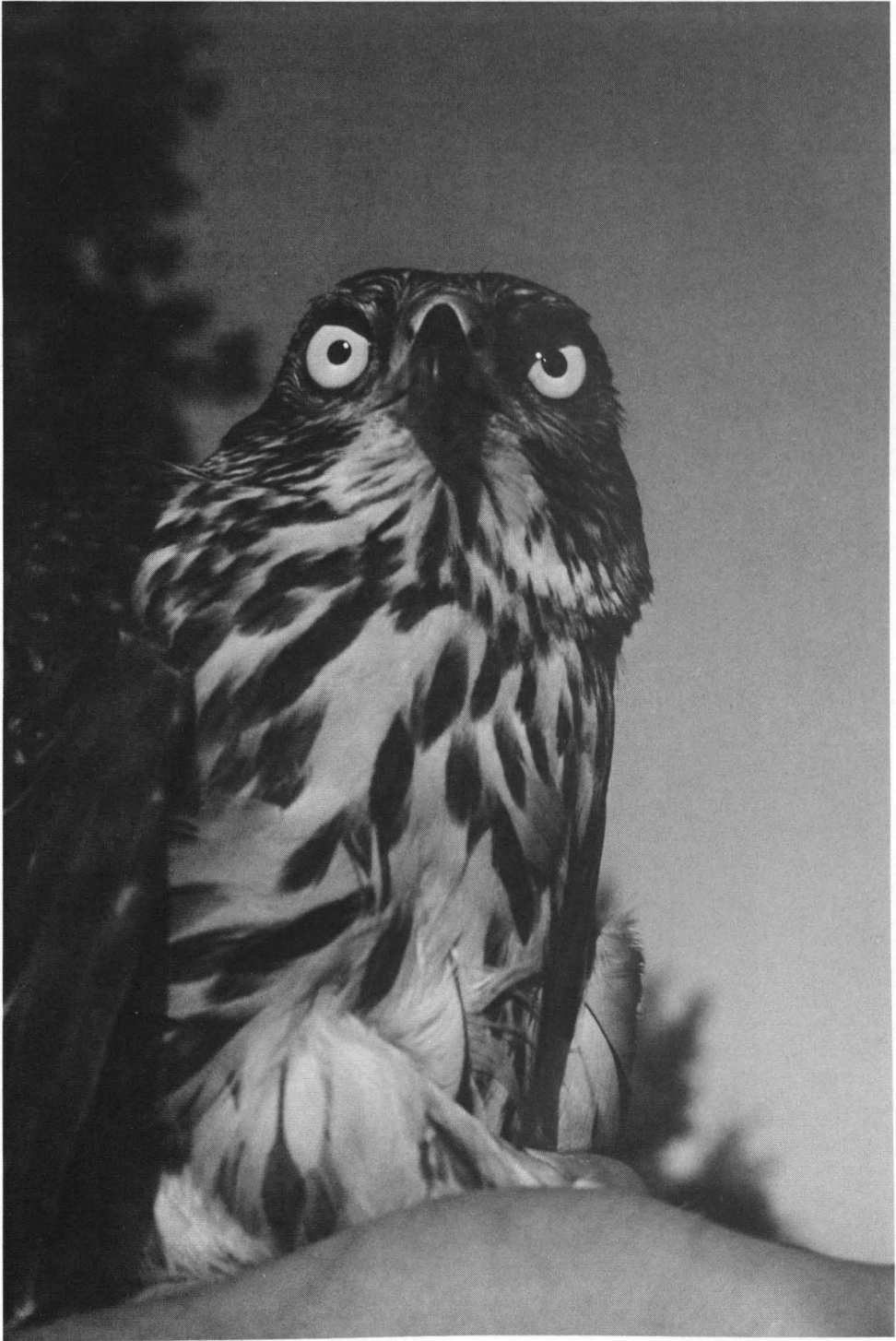


Bild 1 Das Jugendkleid des Habichts. Nach der ersten Mauser tritt die wellenförmige Querbänderung an Stelle des Tropfenmusters. (Foto: S. Kluth)



Bild 2 Heimlich und versteckt lebt der Habicht. Nur selten bekommt man ihn so zu Gesicht.

(Foto: S. Kluth)



Bild 3 Ein Junghabicht hat ein Eichhörnchen geschlagen — keine einfache Beute für ihn!
(Foto: A. Limbrunner)



Bild 4 Der Habicht schützt seine Beute gegen Konkurrenten: Er „mantelt“.
(Foto: Dr. G. Sperber)



Bild 5 Eine Habichtbrut besteht durchschnittlich aus 3 Jungen. Selten überleben alle Jungvögel das erste Jahr.
(Foto: Dr. G. Sperber)

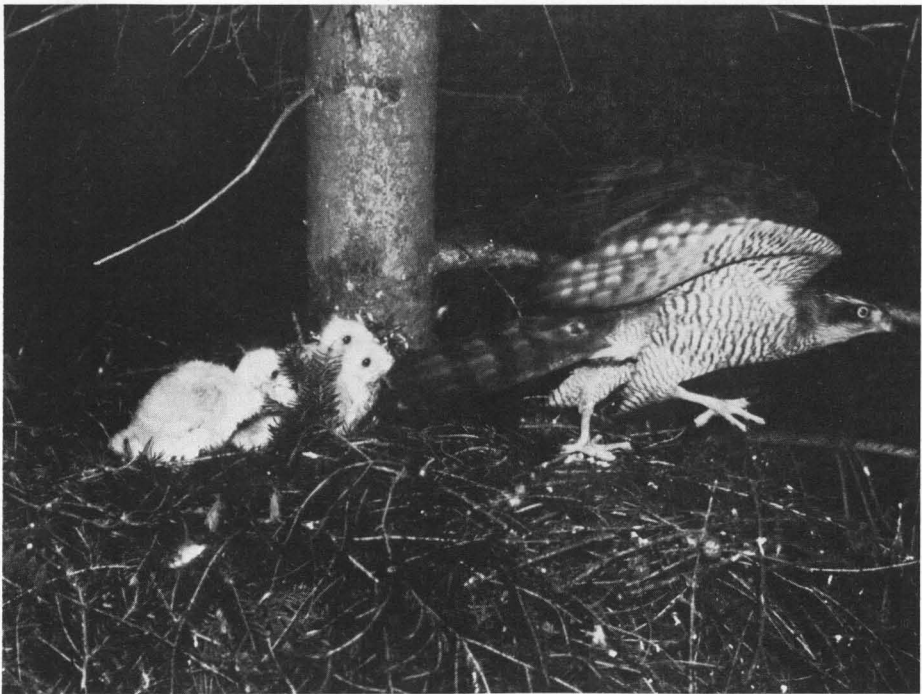


Bild 6 Das Weibchen verläßt den Horst nur, um selbst zu fressen. Die Jungen sind dann schutzlos Feinden ausgeliefert.
(Foto: A. Limbrunner)



Bild 7 Peinlich genaue Gewichtskontrollen sind das A und O in der Falknerei. Denn nur in optimaler Kondition jagt der Vogel gut. (Foto: W. Dietzen)



Bild 10 Einer der wenigen natürlichen Feinde des Habichts: der Uhu.

(Foto: Dr. G. Sperber)

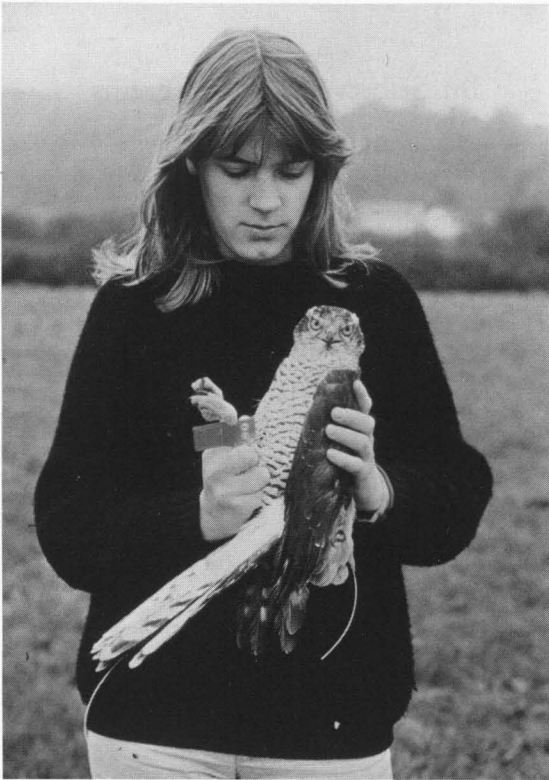


Bild 8 Veronika Straaß untersuchte Territorialität und Raumverhalten sendermarkierter Habichte.
(Foto: W. Dietzen)

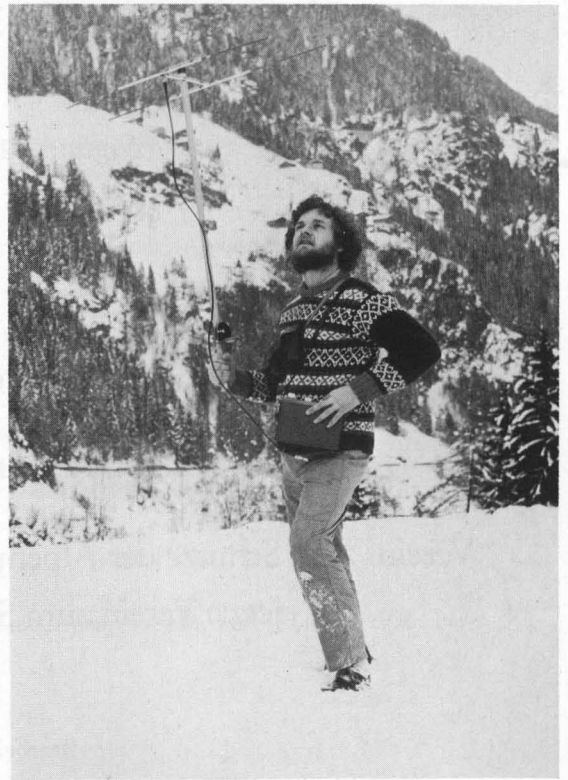


Bild 9 Stefan Kluth studierte die Beutewahl. Die Peilantenne weist den Weg zum Habicht und damit zur Beute.
(Foto: S. Kluth)

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahrbuch des Vereins zum Schutz der Bergwelt](#)

Jahr/Year: 1985

Band/Volume: [50_1985](#)

Autor(en)/Author(s): Straaß Veronika, Kluth Stefan

Artikel/Article: [Der Habicht 255-277](#)